

29] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Sie lächelte empor in Bendels verzweifelttes Gesicht, das fast komisch wirkte in seiner Betrübniß. Von der langen, dünnen, mit kleinen Steinen besetzten Goldkette, die sie um den Hals trug, nahm sie an der Gürtelspange einen kleinen Anhänger, eine kleine silberne Laterne mit einem Rubin als Lichtauge und reichte ihn Helge.

— Die soll Dir Glück bringen — eine Mascotte — sagte sie; laß sie Dir leuchten — von Billy . . .

Noch einmal flehte er, sie möchte ihn dabehalten — möchte ihm erlauben, später noch einmal wiederzukommen, sie zum Bahnhof zu begleiten — allein dort hinzugehen —

Aber nun wurde sie böse, und er gelobte, vernünftig zu sein, ihr Freund zu bleiben — ihr zu schreiben.

Lächelnden Blickes trennten sie sich.

Aber schon auf dem Korridor wollte er wieder umkehren. Im vierten Stock verließ er den Lift und begann, die Treppe hinaufzusteigen. Dann raffte er sich auf und schlich langsam hinunter.

Erst wanderte er in der sinkenden Dämmerung auf den leeren Straßen zwischen den Festungswällen der Häuser umher und sah, wie an den Ecken, wo Bars und Apotheken lagen, die Lichter angezündet wurden. Aber er konnte sich nicht dazu entschließen, den Stadtteil zu verlassen und auf die Nordseite des Flusses zu gehen. Er wollte niemand sehen, nicht Holme und nicht Griff und nicht Hannover, sondern allein sein und die wunderbaren Begebenheiten des Tages noch einmal durchleben. Später würde er wohl das Bedürfnis haben, sich wenigstens Griff anzuvertrauen, mit irgendeinem Menschen über Billy Fanchetti zu sprechen, vor irgendeinem Menschen seiner Phantasie und seinen Hoffnungen die Zügel schießen zu lassen, Luftschlösser zu bauen. Aber nicht heute abend.

Er kehrte um und ging um das ganze Viertel herum, schwenkte um die Steinmassen und sah die ganze Zeit durch alle Straßenöffnungen die strahlende Fassade des Hotels und die Lichter über dem überdeckten Eingang. Schließlich ging er durch den hinteren Eingang ins Kontor, wie zu einer letzten Zustufsstätte. Drinnen war es still und kühl wie in einer Kirche. Alle die leeren Bulte und Stühle standen in steifen Reihen, wie der Portier nach der Sonntagsreinigung sie hingestellt hatte. Alle Papierkörbe waren ausgeleert, die Kalenderblätter ordentlich für den nächsten Tag abgerissen, alle Reklamebroschüren zu gleichen Haufen geordnet. Zwei große Klafelaber in der Clark Street warfen ein weißes, mond-scheingleiches Licht durch das hohe Bogenfenster und zeichneten die Schildbuchstaben auf der Scheibe in umgekehrter Schrift auf den Mosaikboden. Es glänzte auf Tafel und Mahen der Schiffsmodelle, auf den Marinebildern an den Wänden und auf den mattgeschliffenen Scheiben der Telephonzellen. Dazwischen gähnten schwarze Schatten; aber Helge mochte kein Licht anstecken, sondern setzte sich in die hinterste Ecke auf ein Sofa in der Frachtabteilung.

Eine Weile sah er so und weinte; zuletzt schief er ein.

In einem Traum erwachte er. Er war daheim gewesen, viele Jahre zurück in der Zeit. Es war in einem großen Hof, bei dem Haus, in dem er als Knabe gewohnt hatte, ehe der Vater seine Anstellung in der Feuerversicherungsgesellschaft bekommen und in die Morlandsstraße gezogen war. In der Majorsstraße war es; und er sah den Hof mit der alten Linde, die Reihe der Klopfflattentüren und die schwarze Feuerleiter, die an einer hohen, grauweißen Brandmauer lehnte. Er sah auch Kinder, die Fuchs und Hase spielten zwischen dem Baum und der Kehrriechen. Und mitten im Hof, in einem Hausen von Menschen, stand ein alter pensionierter Herr, ein Deutsch-Däne, der Tierstimmen nachahmte und Zauberkunststücke machte. Er hatte weiße Haare und einen weißen Schnurr- und Kinnbart — letzterer ein birkänen schmutzgrau und bodartig, aber im alten französischen Schnitt. Seine Augen waren braun, von einem liebenswürdig-verzweifeltten Ausdruck, und auch sein Hod war braun und an den Ellbogen geknickt. Er sagte:

— Ein kleines Schweinchen!
Und dann grunzte er wie ein Schwein.

— Eine Elster!

Und er krächzte wie eine Krähe.

Dann zog er ein zusammengefaltetes Papier heraus und formte eine Menge Figuren daraus — einen Gut, eine Paterne, einen Fächer, eine Treppe. Und zuletzt zog er grellbunte, lange Papierbänder aus dem Mund.

Aus den Fenstern warf man ihm in Zeitungspapier gewickelte Kupfermünzen herunter.

Helge sah noch wach die Büge des alten Gauflers vor sich — so deutlich, als hätte er erst gestern auf dem alten Hof gespielt.

Die Kontoruhr schlug; er fuhr zusammen. Zehn Schläge waren es. Jetzt ging der Zug.

Ein Frösteln durchlief ihn. Er stand auf. Im selben Augenblick knachte es am Clark-Street-Eingang und ein Patentschlüssel knirschte. Es wollte jemand ins Kontor.

Bendel war plötzlich hellwach. Er schlich sich zur Hintertür hinaus, die lautlos hinter ihm aufiel. Er wollte nicht hier gefunden werden; aber er war neugierig, zu sehen, wer so spät an einem Sonntagabend sich im Kontor zu schaffen machte. Durch die Hallenfenster spähte er vorsichtig in das Lokal.

Jetzt sah er einen Herrn langsam eintreten und an drei oder vier Lampen das Licht aufdrehen; sah, wie er langsam, ohne Hast, Ueberzieher und Hut ablegte und darauf die Handschuhe abstreifte. Es war der Oberrevisor, Herr Curtiss.

Er schloß die Klappe am Stehpult des Buchhalters auf und breitete einige Papiere und Bücher vor sich aus. Langsam und methodisch fing er an, die Zahlenreihen durchzugehen, indem er dann und wann eine Notiz in eine kleine Madde schrieb.

Helge sah von Zeit zu Zeit sein Gesicht in voller Beleuchtung. Es war kalt, ruhig, in sich gefehrt, verschlossen. Wenn er ab und zu ansah, zeigten seine schwarzen Augen ebensowenig Ausdruck wie ein verunktes Brennglas.

Erst vor ein paar Minuten noch hatte das Hotel unter diesem selben Dach ein Wesen geborgen, das Helge Bendel gestreift hatte wie eine Botschaft, eine Offenbarung, ein Gaudium vom Leben, von der Welt, die an ihm vorüberzog. Zurück blieb — das Kontor.

6.

Den ganzen April hindurch erhielt Helge fast täglich Briefe von Lilly Melström-Fanchetti. Es war eine seltsame Zeit, und ihm dachte, als wachse dieser launenhafte Ber-berungsmonat voll Sturm und Gewölk, mit seinem Himmel in Grau und Blau, mit Schnee und Hagel, mit Sonne und Regen und allen vier Winden der Erde gleich seinen eigenen Stimmungen.

In der ersten Woche kamen zwei, drei, vier Briefe täglich. Aber nicht nur Briefe, — auch Ansichtskarten, ganze Kreuzbandpakete mit Zeitungen, Programmen, Bildern und Notizen. Da waren Kritiken und Reklamen, Anzeigen, Lieder, Interviews, sogar Modejournalbilder, für die die Schwestern Modell gestanden hatten. Dann kamen Telegramme, die gebieterisch eine Antwort heischten und ihn zur hellen Ber-zweiflung trieben, weil er nicht die Mittel hatte zum Telegra-phieren. In den unglanblichsten Zeiten kamen sie manchmal, mitten in der Nacht, oder morgens früh um sechs, einfach in der Eingebung des Moments abgesandt, aus dem Knäuel des Augenblicks heraus, bei einem lustigen Diner, einem Mitternachtsouper, in einer einsamen und verlassenem Minute im Hotelzimmer, auf einer Autotour, einer Segelfahrt, in einem ländlichen Wirtshaus. Sie enthielten nichts und sagten darum so viel. Eines sagte: Darling, was machst Du jetzt gerade? Ein anderes: Habe heut' Nacht von Dir geträumt. Ein drittes: Bin in Gedanken immer bei Dir. Wieder ein anderes verkündete bloß: Gutenmorgenkuss! Aber dieser sinn-lose, liebliche Unsinn spann ihn ein in ein Libellenetz von neuen Träumen und Gefühlen, die seinem Hirn, ihm selbst unbewußt, neue Nahrung und Entwickelung gaben.

Die Briefe waren immer englisch und die reinen Bücher. Mit großer, fast männlicher Schrift füllten sie oft vierund-zwanzig oder dreißig Seiten aus. Sie enthielten ausführliche Berichte über den ganzen Tageslauf der Schwestern, ihr Auf-treten, ihre Pläne, ihre Schneiderinnen, Einladungen und

Wünsche. Dazu kamen hundertfache Grüße, tausendfache, zärtliche Beteuerungen, hunderttausendfache Küsse und millionenfache neugierige Fragen und Anspielungen. Manchmal schrieb sie sentimentale Gedichte von unbekanntem Autoren ab, dann wieder beschrieb sie ein Kostüm. Bloß eins berührte sie nie: ihre Einkünfte. Sie konnte voller Freude von einem neuen Engagement schreiben, aber aus Zartgefühl — wie er annahm — um nicht zu Vergleichlichen herauszufordern — nannte sie niemals eine Summe.

Diese Briefe machten Wendel zeitweise halb verrückt. Erstlich konnte er sie nicht beantworten. Selbst wenn er die ganze Nacht durch schrieb, konnte er nicht gleichen Schritt halten. Dann hatte er auch gar nicht die Zeit, sie gleich zu lesen, und sie erforderten außerdem ein wiederholtes Durchlesen, damit man einen klaren Begriff von ihrem Inhalt erhielt. Es war ihm ein Rätsel, wie sie überhaupt so viel schreiben konnte, und er hatte den Eindruck — wenn sie auf diese Weise mit mehreren Freunden gleichzeitig korrespondierte, so mußte sie einen Sekretär haben. Aber auch wenn er über seine Zeit hätte verfügen können, so hätte er nicht gewußt, was schreiben. Sein tägliches Leben berührte er niemals, und in seinen Phantasien ließ er sich allerdings im Anfang hinreißen; aber da hierauf nie eine Antwort erfolgte, so hielt er, da er sich unverständlich wußte, damit zurück. Dadurch blieb ihm nichts anderes mehr, was er schreiben konnte, als von seiner Sehnsucht und seiner Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Rasierer.

Skizze von Artur Vabillotte.

Bei Sonnenschein und blauen Lüften, bei Wind und Wetter fuhr der kleine Rasierer auf seinem Inarrenden Zweirad über Land, um die Kundschaft seines Meisters, eines tüchtigen Kleinstadtschneiders, zu besuchen, die Gesichter glatt zu streichen und langgewohnte Witze über das Verzogene und Verzerrte seiner Gestalt und seines Gebarens zu hören.

Um zehn Uhr klopfte er bei dem Volontär des fürstlichen Rittergutes an, der im Gasthof drei Zimmer bewohnte und ein sehr reiches, sehr verwöhnter und außerordentlich stolzer und eitler junger Mann war.

„Machen Sie die Tür zu, Sie Mißgeburt!“ sagte der Volontär ungnädig. Er hatte eine unruhige Nacht hinter sich. Zu der nahen großen Stadt waren ihm beim Glücksspiel einige Tausendmarktscheine abgenommen worden. Nun lauerte irgendwo im Hintergrund der Horn des Vaters, der bezahlen sollte.

Der kleine Rasierer schlich demütig durch das Zimmer und begann seine Werkzeuge auszubreiten. Er schlug vorsichtig Schaum, damit kein Plöckchen auf die Tischdecke fallen konnte. Mit leichter Hand seifte er das weiche, ein wenig verlebt schwammige Gesicht des Volontärs ein.

„Sie haben heut wieder mal 'ne Tage wie'n Vär!“ schimpfte der Volontär, den die Gesichtsmuskeln schmerzten. Er liebte schwere Weine in reichlichen Mengen.

Der kleine Rasierer stotterte eine Entschuldigung, während ein Groll, der sich nicht herbortragte, in seinem verzerrten Herzen lauerte.

Er betrachtete den spigen Schädel des Volontärs, den er schon unzählige Male gesehen hatte, die niedere Stirn mit den leicht angegeduldeten Sommerprossen, die breite, gewöhnliche Nase und den seltsam weich und frauenhaft darunter hingezogenen Mund. Und während seine Blicke an diesem zarten Mund hängen blieben, begann die Hand des Rasierers leicht zu zittern. Höhnische Worte klangen in seinem Ohr auf, hastig hingeworfen, ausgestreut von boshaften Menschen, die ihn verwunden wollten.

„Die Marie, haha! hält's mit dem Volontär... Ist ein reicher Hund, kann blechen, wenn's soweit ist! Wird sich viel um dich scheren, um so einen kleinen Rasierer, der keinen Pfennig Geld im Sack hat und bucllich und häßlich ist wie die Nacht!“

Das war am Abend zuvor in der Gasthofstube gewesen.

Er hatte sich erhoben mit dem schmerzhaften Gefühl, als habe ihm einer einen dicken Knüttel quer über den Kopf geschlagen. War hinausgetaumelt. Hin aus in die kühle Augustnacht, verfolgt von dem wirbelnden Gelächter der jungen Burischen. Da hatte er Marie gesehen, die schon die Treppe herabgehüpft kam... Da oben wohnte der Volontär...

Ein Strahl wilder Raserei war dem kleinen Rasierer zur Kehle gefahren. Mit ein paar harten Schritten hatte er das Mädchen erreicht, sie war erschrocken zur Seite gewichen, mit einem leisen Schrei, und dann, ehe er ein Wort herauswerfen konnte, hörte er ihr spöttisches Lachen, das schnell in der dicken Nacht, unter dem hohen mährischen Himmel erstarrte...

Traurig war er nach Hause gegangen, den weiten Weg nach der kleinen Stadt, in der sein Meister wohnte, diesen weiten Weg, den er Abend für Abend zurücklegte, nur um Marie zu sehen, sie aus der Ferne anstarren zu können, wenn sie mit einem der Dorfburischen in den Gasthof kam...

Nie hatte er ein Wort mit ihr gesprochen; aber sie wußte wohl um seine Liebe und verspottete sie.

Und dann hatten sie's ihm ins Gesicht gelacht: Die Marie hält's mit dem Volontär! Und er selbst hatte sie die Treppe herabkommen sehen...

Und hier saß nun der Mensch, der ihm sein Glück brutal zerriß, der ihn höhnte, ihn, den armen kleinen Rasierer, ihn höhnte mit seinem hübschen Jungenfräzchen, seiner wohlgewachsenen hohen Gestalt, mit der Vornehmheit seiner Kleidung und dem Duft erlesener Parfums, der von ihm ausging.

Ein böser Gedanke duckte sich in dem einfältigen Gehirn des kleinen Rasierers zu gefährlichem Sprunge.

Mechanisch säuberte er seine Hände vom Seifenschaum und begann das bligende Messer zu schärfen. Seine Augen ließen das Gesicht des Volontärs nicht los, während seine Gedanken tastend über die Klinge des Messers streiften, ob sie denn scharf genug sei, eine menschliche Kehle zu durchschneiden...

„Was starrst Du mich in einem fort an, Ungeheuer!“ brüllte der Volontär, dem unter diesem stieren Blick unbehaglich wurde.

„Bitte um Verzeihung, Herr, bitte!“ stammelte der kleine Rasierer.

Er schlich in seiner geduckten Art auf den Volontär zu, prüfte noch einmal die Schneide des Messers mit dem Daumen und hob dann den funkelnden Stahl gegen das weiße Gesicht.

Der Volontär fühlte plötzlich einen kalten Strom durch sich hinrauschen. Er wollte aufspringen, den Krüppel zur Tür hinauswerfen. Schämte sich aber dann seiner Feigheit und sagte herausfordernd: „Na, was für Schürzenjäger!“

Etwas krampte sich in dem kleinen Rasierer zusammen. Er hatte das Gefühl, als werde sein Herz zu Stein und als sähe in seinem Gehirn nur noch die einzige Erkenntnis und Bereitschaft: Du mußt ihm die Klinge durch die Kehle ziehen!

Mit zitternder Hand begann er den Seifenschaum von der rechten Wange des Volontärs abzutragen. Näherete sich mit breiten Querstrichen dem Kinn, sprang auf die andere Seite über, schob mit einer demütigen Handbewegung das Kinn empor, das er weiß und spitz schief zur Dede wies, und senkte das kalte Messer scharf der Kehle zu. Er sah mit klaren Augen, wie der Adamsapfel des Volontärs sich auf und ab bewegte, wie ein erschöpftes Tier in einer Falle. Jetzt! dachte er.

Der Stahl ritzte die Haut... Mit einem erschrockenen Zungenschnalzen riß der kleine Rasierer das Messer zurück. Seine Hände flogen. Eine kalte Mutlosigkeit besaß ihn. Durch sein schauerndes Hirn stürzte ein blasser Gedanke: Jetzt hättest du um ein Haar einen Menschen ermordet!

Er stotterte mit zuckendem Mund: „O Verzeihung, Herr, bitte um Verzeihung!... Eine kleine Wunde... Nicht tief, Herr, nicht tief... es kommt kein Blut...!“

„Jetzt hätte mir die Westie beinahe die Kehle durchgeschritten!“ schrie der Volontär wütend, ohne sich bewußt zu sein, wie nahe er der Wahrheit war.

Er trat mit dem Fuße nach dem kleinen Rasierer. Der duckte sich ängstlich zusammen und warf einen flehenden Blick auf seinen Peiniger.

Fünf Minuten später schlich er gebückt, gramvoll aus dem Zimmer und fuhr traurig auf seinem Inarrenden Zweirad davon.

Der Volontär stand vor dem großen Spiegel über dem Waschtisch und verklebte die winzige Wunde mit einem rosigen Gesteppflaster.

Aus Lassalles frühzeit.

Der Vorwärts-Verlag hat einen Neudruck der Affisirede veranstaltet, die Ferdinand Lassalle für die Gerichtsverhandlung zu Düsseldorf bestimmt hatte, die am 3. Mai 1849 über ihn aburteilen sollte wegen der Anklage, die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben. Die Bedeutung dieser Rede liegt nicht bloß darin, daß sie ein historisches Dokument aus der Ära der Märzrevolution darstellt. Was Lassalle geschrieben und gehandelt hat, ist wie das Aderock eines kerngesunden jungen Körpers bis zum Springen voll von der drängenden Kraft, die dort schäumt, wo Persönlichkeit vorhanden ist. Lassalle ist die ideale Verkörperung des auf den Angriff eingestellten Menschen. Er ist die mitreißende Verkörperung der schlagkräftigsten Klugheit, die den Augenblick blitzschnell überhaut und zugleich ungestüm zu seinem Vorteil bewertet. Er ist der denkbar schärfste Gegenjah der politischen Taktik, zu der das Bürgerturn 1848 die Revolution verschandelte: der Taktik des sogenannten passiven Widerstandes, und um den handelt es sich in der revolutionären Betätigung Lassalles im Hochsommer und Herbst 1848, deren Folge die Affisirede war. Mit ägendem Grimm ging der große Spott Lassalleschen Aktionsdranges diesem passiven Widerstande in der Rede zu Leibe. Er ließ ihn gelten nur dann, wenn die letzte Kraft gegen den Feind versucht und erschöpft war:

„Wenn alle Kraft gebrochen, dann kann ein solcher Völkereidnam sich begnügen mit dem passiven Widerstand, d. h. mit dem Rechtsprotest, mit Danks und Tragen, mit dem Groll in der Brust, mit dem tiefverschlossenen stillen Haß, der mit gekrenzten Armen wartet, bis ein rettender Augenblick die Erlösung bringt. Dieser passive Widerstand hinterher, nachdem alle Mittel des aktiven

Widerstandes gebrochen sind, das ist der höchste Grad ausschreitenden Heroismus! Aber der passive Widerstand von vornherein, ohne auch nur einen Schwertstreich zu wagen, ohne einen einzigen Augenblick an die frische Kraft zu appellieren, das ist das Schmachlichste, der höchste Unverstand und die größte Feigheit, die man je einem Volke zugemutet hat. Der passive Widerstand, meine Herren, das ist der Widerspruch in sich selber, es ist der dulddende Widerstand, der nicht widerstehende Widerstand, der Widerstand, der kein Widerstand ist. Der passive Widerstand, das ist wie Lichtenbergs Messer ohne Stiel, dem die Klinge selbst; das ist wie der Pelz, den man waschen soll, ohne ihn naß zu machen. Der passive Widerstand, das ist der bloße innere böse Wille ohne äußere Tat. Die Krone konfiszierte die Volksfreiheit, und die Nationalversammlung dekretierte zum Schutz des Volkes den bösen Willen!

Ueber die Umstände, die zu der denkwürdigen Affisenrede führten, unterrichtet das Vorwort, das Eduard Bernstein dem Neudruck der Affisenrede gegeben hat. Lassalle war von seinem Kampf für die Sache der Gräfin Hatzfeldt bis in den August 1848 völlig in Anspruch genommen. Von da an aber, als die politischen Verhältnisse sich zu einem erneuerten Zusammenstoß zwischen Krone und Volk zuspitzen schienen, griff er unmittelbar in die revolutionäre Bewegung ein. In Düsseldorf, wo er dem demokratischen Volksklub und der Bürgerwehr angehörte, ging er im November energisch an die Arbeit, die Aufforderung des rheinischen Kreisausschusses der Demokraten zu erfüllen, die Vergewaltigung der preussischen Nationalversammlung durch die Konterrevolution der Regierung mit dem organisierten Widerstande gegen die Eintreibung der Steuern zu beantworten. Der gewalttame Widerstand wurde vorbereitet und im Verlauf dieser Arbeit wurde der Chef der Bürgerwehr Cantador und wegen einer Rede in Reuß Lassalle und der Arbeiter Peter Wehers verhaftet. Wer Lassalle war, erfuhr das Gericht ausgiebig schon während der monatelangen Untersuchungshaft. Lassalle, sagt Bernstein, der berühmt gewordene Einzelheiten über den herausfordernden Trotz Lassalles mitteilt, gehörte zu jenen Menschen, die sich, wie man zu sagen pflegt, die Butter nicht vom Brot nehmen lassen, und machte diese Eigenschaften denn auch im Gefängnis geltend. Dank ihr erkämpfte er sich nach und nach allerhand Erleichterungen, dank dieser rücksichtslosen Energie hatte er aber bald Staatsanwalt, Gefängnisdirektor usw. zu persönlichen Feinden. Dann fährt Bernstein fort: Mitte März 1849 wurde plötzlich der schon genannte Cantador außer Verfolgung gesetzt. Er, der Hauptführer der Düsseldorfer Demokraten, der, gleich Lassalle, zum Widerstand gegen die Regierung und damit natürlich auch gegen die Beamten der Regierung aufgefordert, er, der eigentliche Organisator dieses Widerstandes, wird freigelassen und die Untersuchung gegen ihn niedergelegt, aber sein jugendlicher Adjutant wird in Haft behalten und weiter prozessiert. Dafür gibt es nur eine Erklärung. Da man im voraus wußte, daß, wenn Lassalle auf die Anklagebank neben Cantador saß, den die Düsseldorfer Bourgeoisie als Fleisch von ihrem Fleisch betrachtete, eine Verurteilung nicht zu erreichen war, so suchte man eine solche dadurch zu ermöglichen, daß man Lassalle, dem die Bourgeoisie mindestens gleichgültig gegenüberstand, tunlichst isolierte. Zwar war noch der dritte Angeklagte, Wehers, da, aber der war simpler Arbeiter, und sein „Tod dem König“ gab obendrein einen brillanten Hintergrund für die Anklage gegen Lassalle ab. Mit Wehers als Nebenangeklagten mußten die Chancen der Verurteilung ebenso steigen, als sie mit Cantador als Hauptangeklagten zu fallen gedroht hatten.

Es wurde also Anklage gegen Lassalle und Wehers erhoben und die Verhandlung alsdann auf den 3. Mai 1849 angesetzt.

Der erste Tag der Verhandlung verlief ohne besonders nennenswerten Zwischenfall. Nur zwei Verfügungen des Gerichtshofes zeugten von dessen politischer Gesinnung. Lassalles Verlangen, auf einem Stuhl neben seinem Verteidiger Platz nehmen zu dürfen, wurde abgelehnt, er mußte, samt Wehers, auf der Anklagebank verbleiben. Auch dem Berichterstatter der „Neuen Rheinischen Ztg.“, die in zwei Leitartikeln die Anklage zerplückt hatte, wurde sein Besuch, hinter den Angeklagten Platz nehmen zu dürfen, verweigert, während der Berichterstatter der „Köln. Ztg.“ sich dort niederlassen durfte. Dagegen sagten die Zeugen fast sämtlich zugunsten der Angeklagten aus oder modifizierten ihre vor dem Instanzrichter abgegebenen Aussagen in einem den Angeklagten günstigen Sinne. Es war kein Zweifel, die öffentliche Meinung war den letzteren günstiger als je. Und angesichts der politischen Situation in jenem Moment läßt sich das auch sehr gut begreifen. Die Gegenrevolution führte überall neue Schläge gegen die Erregungenschaften der Märztage; der König von Preußen hatte die Kammer von neuem aufgelöst, allerhand Belagerungsgerüchte durchschwirrten die Luft, hier und da fanden bereits Zusammenrottungen gegen die Behörden statt — auf beiden Seiten war die Stimmung eine ungemein erbitterte. Unfähig, der Regierung im offenen Kampfe entgegenzutreten, war das Bürgertum um so mehr darauf bedacht, ihr, wo es ohne besondere Gefahr geschehen konnte, jeden möglichen Schabernad zu spielen. Das Publikum nahm demonstrativ für die Angeklagten Partei.

Da entschloß sich, im letzten Augenblick, der Gerichtshof zu einem kleinen Staatsstreich: er isolierte auch die Geschworenen. Am zweiten Verhandlungstag verlas gleich bei Eröffnung der Sitzung der Präsident einen geheim gefaßten Beschluß des Affisen-

hofes dahin lautend, daß, nachdem am Tage zuvor bereits der Anfang der gedruckten Verteidigungsrede verkauft worden sei, der Gerichtshof beschloß, auf Grund von Artikel 92 der — soeben oktroyierten — Verfassung die Oeffentlichkeit auszuschließen, weil durch diese Rede die öffentliche Ordnung gefährdet erschiene.

Sofort erhob sich Lassalle zum Protest. „Ich protestiere laut und feierlich gegen diese Gewaltmaßregel, welche mir im letzten Augenblick die Möglichkeit raubt, die Anklage zu brandmarken.“ Und da die Richter sich zurückziehen, wendet er sich an das Publikum: „Seht, Bürger, so behandelt man hier eure Mitbürger, so tritt man euer gesetzliches, öffentliches Recht unter die Füße preussischer Brutalität.“ Indes, trotzdem das Publikum sich lange weigerte, die Tribünen zu verlassen, wurden diese schließlich doch geräumt. Selbst die Zeugen wurden auf Befehl des Präsidenten entfernt.

Das nun Folgende gebe ich nach einer, wahrscheinlich von Lassalle selbst herrührenden Darstellung der „Neuen Rhein. Ztg.“ vom 6. Mai 1849:

„Präsident: Die Verteidigung oder der Angeklagte hat das Wort.“

Lassalle: Ich habe zunächst einen Antrag an den Affisenhof zu stellen. Der Hof hat die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, weil meine Verteidigungsrede, die ihm gedruckt zugegangen sein soll, die öffentliche Ruhe gefährde. Es ist allerdings wahr, daß einige wenige Exemplare meiner Rede, die ich im Manuskript meinem Buchhändler gegeben, gegen meinen Willen und durch eine Art von Entwendung ausgegeben worden sind. Aber weder weiß ich — und ebenso wenig weiß es der Gerichtshof —, ob das ihm zugekommene Exemplar wirklich ein Abdruck meiner Rede ist, und ebenso wenig weiß ich in diesem Augenblick, ob ich die Rede wirklich so halten werde, wie ich sie, als Manuskript niedergeschrieben, meinem Buchhändler übergab. Da ich es nicht weiß, nicht wissen kann, wie will er auf Grund einer Tatsache, die er nicht weiß, einen Beschluß fassen?

Ich beantrage also, daß der Gerichtshof die Oeffentlichkeit nunmehr zuläßt.

Präsident: Der Beschluß des Hofes kann nicht kassiert werden.

Lassalle: Ich verlange nicht, daß er kassiert wird; ich verlange, daß auf Grund der jetzt von mir gemachten Mitteilungen und der angeführten guten Gründe ein neues Urteil erlassen wird.

(Die Richter zischeln einen Augenblick und vertwerfen dann den Antrag als unzulässig.)

Lassalle (sich mit erhobener Stimme an die Geschworenen wendend): Nun, meine Herren, so bleibt mir denn nichts übrig, als einen feierlichen Protest an Sie zu richten gegen die sanglaute*) Gewalttat, die hier unter Ihren Augen verübt wird.

Nach einer sechsmonatlichen, peinlichen Kerkerhaft will man mir selbst das letzte Recht entreißen, das Recht, diese Anklage öffentlich zu brandmarken, das Recht, den erstanten Blicken der Bürger die Verbrechen, Anzünien, die Scheußlichkeiten zu enthüllen, die man unter der Toga des Richters begeht! (Große Aufregung bei den Richtern.) Ohne die Oeffentlichkeit schrumpft das Recht der freien Verteidigung zu einem Puppenspiel ein. Wie, meine Herren, vor Ihren eigenen Augen waagt man es, die nichtswürdige Heuchelei fortzusetzen, welche diesen Prozeß von Anfang an charakterisiert? Man sagt mir: „die Verteidigung ist frei, du hast das Wort, verteidige dich“ und stopft mir gleichzeitig einen Knebel in den Mund?! Man sagt mir: „Kämpfe, hier hast du eine Waffe,“ und bindet mir gleichzeitig die Arme auf den Rücken?! Und diese infame Heuchelei, diese schamlose Gewalt sollte ich anerkennen, indem ich mich nun doch bei geschlossenen Räumen verteidige?

Die Aufregung unter den Richtern ist inzwischen immer größer geworden. Der frühere Oberbürgermeister Emundts aus Aachen, hierher oktroyierter Landgerichtsrat, wird rot wie ein Krebs und wirft sich in unbändiger Wut auf seinem Sessel hin und her. Der Präsident unterbricht den Angeklagten: „Sie dürfen nicht so über einen Beschluß des Hofes sprechen; ich werde Ihnen das Wort entziehen.“

Lassalle (sich heftig gegen den Präsidenten wendend): Großinquisitor! Die Angeklagtenbank ist seit Menschengedenken das Asyl der Redefreiheit. Kein Recht haben Sie, mich zu unterbrechen. Ich werde Ihnen aus den Annalen der Geschichte nachweisen, daß selbst die Großinquisitoren Spaniens, wenn sie öffentliche Sitzung hielten, den Angeklagten frei sprechen, ihn alle alle seine Meinungen, seine Zweifel frei entwickeln ließen, ihn alles das entwickeln ließen, was sie Gotteslästerung nannten. Wenn die Großinquisitoren Spaniens dem Angeklagten selbst das Recht der Gotteslästerung zuerkannten, so wird es mir freistehen, den Staat und einen Affisenhof zu lästern!

(Der Präsident und die Richter schweigen. Pause.)

Lassalle fährt fort: Auf Grund des Artikels 92 der oktroyierten Verfassung hat man die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Dieser besagt, daß die Oeffentlichkeit dann ausgeschlossen werden könne, „wenn der öffentlichen Ruhe Gefahr droht“, d. h. wenn das Publikum Tumult zu machen beginnt, wenn es durch einzeln lärmendes Sprechen die Ruhe zu unterbrechen sich bereit zeigt.

Ich frage Sie, meine Herren, sag das hier vor? War die Haltung des Publikums eine solche, welche der öffentlichen Ruhe Gefahr droht? Noch gestern hat es der Präsident anerkannt, daß

*) blutige.

die Haltung des Volkes musterhaft sei. Soeben hat es der Polizeikommissar wiederholt, als er den Saal räumte. Der Gerichtshof schließt die Öffentlichkeit meiner Rede wegen aus. Aber abgesehen davon, daß der Hof nicht weiß, ob ich jene Rede, wie sie gedruckt ist, wirklich halten werde, — woher weiß der Gerichtshof, daß, wenn ich sie hielte, das Publikum seine musterhafte Haltung ablegen und die Ruhe stören würde? Kein Erzeh, nicht das leiseste Zeichen von Tumult hat stattgefunden. Die öffentliche Ruhe ist also noch nicht bedroht. Nur die bloße aschgraue Möglichkeit liegt vor, daß die öffentliche Ruhe vielleicht durch meine Rede bedroht werden würde. Die bloße Möglichkeit liegt immer vor; sie lag gestern so gut vor wie heute; sie wird jedesmal vorliegen. Die bloße Möglichkeit wäre ebensogut vorhanden, wenn der Gerichtshof meine Rede nicht gelesen hätte.

Soll ich, wollen Sie so schamlose Gewalt anerkennen? Nein, meine Herren, ich werde mich nicht verteidigen, und ich trage bei Ihnen darauf an, daß Sie kein Urteil fällen. Sie können kein Urteil fällen. Die Verteidigung ist nicht geführt. Die beiden Verteidiger haben sich begnügt, einige wenige Bemerkungen hinzuzufügen, weil sie wußten, daß ich die Hauptverteidigung führen werde. Ich aber werde nicht eher sprechen, bis die Öffentlichkeit wiederhergestellt ist. Und ob Sie auch einstimmig entschlossen sind, mich freizusprechen, ich verlange feierlich von Ihnen, daß Sie erklären, nicht eher ein Ja noch ein Nein, ein Schuldig noch ein Nichtschuldig auszusprechen zu wollen, bis ich mich verteidigt habe, wie ich feierlich erkläre, nicht sprechen zu wollen, bis die Öffentlichkeit wieder eingetreten ist. Meine Herren, es ist Ihre Pflicht, diese Erklärung abzugeben. Nicht mein Vorteil ist's, was ich von Ihnen verlange. Für mich wäre diese Erklärung die nachteiligste, denn man würde meinen Prozeß bis zu den nächsten Assisen aussetzen und mir so eine weitere viermonatige Kerkerhaft daraus entstehen. Aber nicht um meine Person handelt es sich hier. Das Recht der Öffentlichkeit steht auf dem Spiele. Es ist Ihre Pflicht, als rheinische Geschworene die Rechte der Rheinprovinz zu schützen, das Recht der freien Öffentlichkeit diesem Lande unterkümmernd zu erhalten. Als freie Männer, meine Herren, beschwöre ich Sie, wahren Sie des Landes Rechte, denken Sie an Ihre Brüder, Ihre Kinder, die alle sich in gleicher Lage finden können. Weigern Sie sich, zu sprechen!

Der Präsident gab, darauf in aller Eile ein kurzes Resümee von kaum 10 Minuten, worauf sich die Geschworenen zurückzogen. Während ihrer Beratung geht im Zeugenzimmer plötzlich das Gerücht, daß in der Tat die Geschworenen zu sprechen sich weigerten. Mehrere von ihnen versuchten längere Zeit diese Ansicht.

Nach ihrem Wiedereintritt verkündet der erste der Geschworenen das Urteil, welches für beide Angeklagten auf Nichtschuldig lautet. Der Staatsprokurator widersetzt sich auf Grund des Verweisungsurteils der Freilassung Lassalle. Auf das Revisionsanerbieten Lassalle erklären sich die Richter (jezt in dritter Instanz) für inkompetent.

Soweit der Bericht. Von den Geschworenen freigesprochen, wurde Lassalle in die Untersuchungshaft zurückgeführt und kam am 5. Juli 1849 vor das Zuchtpolizeigericht, das den Ankläger der Staatsanwaltschaft besser entsprach und ihn wegen Aufforderung zum gewaltthätigen Widerstand gegen Staatsbeamte zu sechs Monaten Gefängnis verurteilte. Zunächst auf Grund ärztlicher Zeugnisse gegen Kaution freigelassen, hat Lassalle diese Strafe vom 1. Oktober 1850 bis 30. März 1851 im Gefängnis zu Düsseldorf verbüßt. Von der langen Untersuchungshaft ist ihm auch nicht eine Stunde in Anrechnung gebracht worden!

Die Erinnerung an die Assisenrede und die hier geschilderten Vorgänge muß frisch erhalten werden. Deshalb widmen wir dem Geschehen diese Spalten. Und wir erinnern zum Schluß daran, daß noch heute in Preußen gilt, was Lassalle 1849 drei Wochen vor der Ostroyierung des Dreiklassenwahlsystems entrüstet ausrief: „Nach Ständen und Steuerklassen werden wir wählen!“

Der Neudruck der Assisenrede ist für 50 Pf. vom Vorwärts-Verlag zu beziehen.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Karl Gukow's Ritter vom Geiste. Der große Roman in neun Büchern „Die Ritter vom Geiste“, den nicht bloß die deutsche Literaturgeschichte, sondern die deutsche Zeitgeschichte der mittleren Jahrzehnte des verflohenen Jahrhunderts hoch bewertet, ist vom Deutschen Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, in einer neuen dreibändigen Ausgabe (jeder Band gebunden 2 M.) herausgebracht worden, zu der Reinhold Gensel eine über Verden und Sinn des Romans gut unterrichtende Einleitung geschrieben hat. Gukow trug den Plan des Werkes lange mit sich herum; er wuchs mit seinem Leben, das sich darstellte als ein unermüdlicher Kampf um ein Durchdenken und Erfassen der weltlichen Wirklichkeit in ihrer zeitgegenwärtigen Erscheinung, die von Gukow als auf der Wende zweier Zeiten gelegen begriffen wurde.

Dieser Führer des jungen Deutschlands war ein typischer vorwärtsdrängender Charakter. Ein zwitteriger Zustand zwischen fast abgestreifter Romantik und unferntem Realismus kennzeichnet diese Köpfe, für die der Glaube an die absolut herrschende weltbestimmende Idee den Angelpunkt des Denkens ausmacht. Sie wollen mit diesem Maß die Ereignisse des Märzjahres schäßen und richten und kommen auch nach der Revolution nicht davon los. Das ist das Verhängnis ihres Lebens und Wirkens. Ihr erster Arbeitseifer gewinnt die Aufmerksamkeit einer breiten Lesewelt, aber zu einer schöpferischen Weltwirksamkeit gelangen sie nicht. Ihre Kraft treibt nur Luftwurzeln, die den Boden nicht erreichen. Gukow's Programm kurz nach den Märzjahrestürmen lautete: „Mit der Isolierung ist es nichts, mit der breiten Masse und Zahl auch nichts, die Elite muß sich finden.“ Diese Idee, im Bunde der Ritter vom Geiste ausgedrückt, wuchs zu einem Romanplane an, der ihn unter der bezeichnenden Aufschrift „Läuterungen“ seit Jahren beschäftigte und in den er „sozusagen einen politischen Wilhelm Meister“ schreiben wollte.

Goethes Wilhelm Meister wandert von Gesellschaftsschicht zu Gesellschaftsschicht und ist immer der Mittelpunkt alles Treibens; Gukow wollte über diesen Romantypus hinaus: er wollte die Welt, die er im Durchschnitt aufrollen will, nicht von einem Helden aus zeigen, sondern in ihren Teilen realistisch selbstständig leben lassen. Nicht in einem Rahmenander sollte das Weltbild erwandert werden, sondern in einem verändernden „Ebeneinander“ — das ist Gukow's eigenes Wort — sollten ihre gesellschaftlichen Teile in Wirklichkeit dargestellt werden. Hier lag der Fortschritt, der Gukow's Roman bedeutend macht. Das schriftstellerische Ziel war das Produkt einer neuen Zeit, die die Dinge nicht mehr mit aristokratischen Augen ansah, sondern mit bürgerlichen. Das aristokratische Element erscheint nun gleichsam bürgerlich angegangen und die proletarische Unterschicht ist nur ein traumwandelnder, geistig noch unselbständiger, unentwickelter Volksbestandteil, in den von oben her einzelne durch den Makel der Geburt brüchige Individuen hineinreichen.

Diese Auffassung der Gesellschaft zeigt die zeitbestimmte Grenze an, die der Bedeutung des Gukow'schen Romans gesetzt war. Den Schritt darüber hinaus bereitete erst die gesellschaftliche Entwicklung der nachfolgenden Jahrzehnte vor, die den Zusammenhang und das Eigenleben der Schichten und Klassen klarer und schroffer herausarbeitete und einen Zola möglich machte. Aber für die Mitte des Jahrhunderts waren die Ritter vom Geiste ein Ereignis. Als einer von vielen trat Hebbel für das Wort ein: „Die Ritter vom Geiste, äußerlich an Eugen Sue anknüpfend, erheben sich zu einer solchen inneren Selbstständigkeit und betätigen Gukow's bewunderungswürdigen Instinkt für das geheime Walten und Weben der zukunftsichwangeren Gegenwart auf so glänzende Weise, daß die seltene Produktion nicht bloß als Roman, sondern auch als historisches Dokument einen hohen Rang in Anspruch nehmen darf, und daß jeder Redliche sich freuen muß, die rasche, bisher in bunter und oft erschreckender Vielseitigkeit aufgegangene Entwicklung des Verfassers so überraschend im gesättigten Fruchtnoten zusammengehen zu sehen.“ Der Roman Gukow's hat ein Recht auf einen Platz in den Arbeiterbibliotheken, und die Gensel'sche Ausgabe ist für diese Zwecke geeignet.

Technisches.

Schiffsbautechnisches. In den Verhandlungen der 15. Hauptversammlung der Schiffsbautechnischen Gesellschaft, aus denen wir einiges mitteilten, wies Direktor Wredow-Berlin auf die großen Fortschritte der deutschen Funkentelegraphie in den letzten 10 Jahren hin und auf die bevorstehende Eröffnung der drahtlosen Linie von Nauen nach Togo in Südwestafrika. Der Anschluß für Ostafrika ist 1915 zu erwarten. Auch in der deutschen Südsee schreiten die Arbeiten rüstig vorwärts, und der Anschluß nach Samoa und Neuguinea wird gleichfalls bald fertig hergestellt sein. Neben dem englischen Marconisthem nimmt das deutsche Telefunkensternsystem die erste Stelle ein. England besitzt heute 563, Deutschland 356 Handelschiffstationen. Im Anschluß an die Mitteilungen über die Funkensprach-Einrichtungen auf dem „Imperator“, die als auf voller Höhe gerühmt wurden, bezeichnete es Konteradmiral Emsmann-Charlottenburg für wünschenswert, daß man nicht nur vom Schiff aus sich telegraphisch mit dem Kontinent verständigen kann, sondern daß man auch telephonisch mit dem Kontinent verbunden wird. Man hat darüber zuerst den Kopf geschüttelt, aber es gelang sehr bald eine telephonische drahtlose Verständigung auf 800 Kilometer. Jetzt ist man daran, eine drahtlose telephonische Verbindung zwischen Europa und Amerika herzustellen. Hierauf erwiderte der Referent Direktor Wredow, daß vorläufig wohl von einer Verdrängung der drahtlosen Telegraphie durch die drahtlose Telephonie noch nicht gesprochen werden kann. Einmal stehen der drahtlosen Telephonie große sprachliche Schwierigkeiten entgegen, und weiter hat sie den Nachteil, daß man bei ihr entweder immer nur sprechen oder nur hören kann. Es werde sehr schwierig sein, ein ordentliches Gespräch zustande zu bringen. Die drahtlose Telephonie sei wohl technisch zu machen, aber für den internationalen Schiffsverkehr unpraktisch.